

## **Kapitelverzeichnis:**

	Seite
Die zwei Briefe	1
Der weiße Raum	16
Das Verschwinden der Kette	68
Reise nach Australien	74
Begegnung mit Außerirdischen	99
In der Ersten Erde	104
Die Verurteilungen	176
Die Hinrichtung	192
Die Verfolgungsjagd	204
Auf dem Weg zur Area 51 B	212
In der Area 51 B	226
Die Entführung	237
Die Umkehr der Menschheit	251
Das Verschwinden der Menschen	268
Die Schifffahrt nach Australien	283
Die himmlische Wandlung	303
Danksagung	313
Und zu guter Letzt ...	315

*„In dir muss brennen, was du  
in anderen entzünden willst.“*

Für meine Familie,  
die immer hinter mir steht.

## **Die zwei Briefe**

Nachts auf dem Highway in Amerika. Gewitterblitze erhellen die Nacht, strömender Regen peitscht mit voller Wucht auf die Windschutzscheibe des alten Lieferwagens. Die beiden Scheibenwischer arbeiten auf höchster Stufe, um die Wassermassen zu verdrängen. Es scheint, als ob der entfesselte Sturm das Fahrzeug von der Fahrbahn fegen will.

Ein älterer Mann mit Vollbart und angstverzerrtem Gesicht fährt mit hektischen Lenkbewegungen auf der vom Wasser überfluteten Straße entlang, als ob der Leibhaftige hinter ihm her wäre. Verzweifelt und mit all seinen Kräften versucht er, das Fahrzeug in der Spur zu halten.

Plötzlich eine Explosion.

Der Wagen wird in Fetzen gerissen und ein ohrenbetäubender Lärm hallt durch die stürmische Nacht. Ein Feuerball blitzt in Sekundenschnelle auf, um dann wieder langsam zu vergehen. Tausende Teile von Mensch und Maschine fallen, mit kaltem Regen vermischt, in einem weiten Umkreis zu Boden. Nur ein Trümmerfeld bleibt übrig, aus dem es kein Entkommen gibt. Der Mensch ist verloren.

Er hat keine Chance ...

Ich schreckte auf!

Schweißgebadet und mit klopfendem Herzen saß ich im Bett. Der Radiowecker zeigte zwei Uhr.

Draußen regnete es und die Tropfen schlugen in unregelmäßigen Abständen ans Fenster und liefen in kleinen Rinnsalen die Scheibe nach unten.

Ein Traum?

Ein Albtraum!

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich in die Dunkelheit des Zimmers. Meine zitternden Hände wischten den kalten Schweiß von der Stirn und mein Herzschlag wurde allmählich langsamer.

Ich beruhigte mich. Auf der Seite liegend, den Wecker im Augenschein, beobachtete ich die zwei hell pulsierenden Punkte zwischen den Zahlen. Die rote Anzeige stand mittlerweile auf zwei Uhr dreißig und für Millisekunden erhellte ein Blitz das Bild meiner verstorbenen Frau Jasmin. Sie lächelte mich an. Die Sehnsucht nach ihr trieb mir die Tränen in die Augen. Es schmerzte noch immer. Der Stachel ihres Todes saß tief in meinem Herzen. Das Schicksal hatte es nicht gut mit mir gemeint, als es meine Frau aus unserem Leben riss. Oder war es gar Gottes Wille gewesen?

Nach langem Grübeln schlief ich endlich ein. Angstgefühle und Träume der Sehnsucht bescherten mir einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Morgen lag ich mit merkwürdigen Verrenkungen im Bett. Zögernd öffnete ich die Augen, während mir unser Hund Tippel übers

Gesicht leckte. Ein liebenswerter Terrier mit weißem Fell und ein schwarzen Flecken am Rücken. Es war sonntags, sieben Uhr, und die Sonne schien golden am Horizont. Lichtstrahlen bahnten sich unaufhaltsam den Weg durch einen kleinen Schlitz der zugezogenen Gardinen in mein Schafzimmer. Ich hörte meine Tochter Lisa leise in der Küche singen. Sie machte Frühstück. Langsam stand ich auf. Ich fühlte mich wie gerädert und dachte zurück an meinen schrecklichen Traum.

Ich streckte mich und gähnte genüsslich. Dann ging ich, nur mit kurzen Hosen und einem Unterhemd bekleidet, die Treppe zum Erdgeschoss hinunter. Tippel lief mir zwischen die Beine und tapste voraus. Ein Geruch von Speck und Eiern kam mir entgegen.

Verschlafen sagte ich: „Guten Morgen, Kleines, was gibt es zum Frühstück?“

„Morgen Paps, Rühreier mit Speck und Pilzen, dein Leibgericht!“

Ich gab ihr einen Kuss auf die Wange.

„Hmm, das riecht aber gut. Nicht nur dein Parfum, sondern auch das Essen.“ Schmunzelnd ging ich zum Schrank, holte Tassen und Teller heraus, nahm das Besteck und platzierte alles auf dem liebevoll mit Kerzen und Blumen geschmückten Tisch. Mein Blick ging in Richtung Hundekorb. Tippel saß da, in erwartungsvoller Haltung und mit gespitzten Ohren. Ich warf ihm zielsicher ein Stück Brot zu.

Er fing es geschickt mit der Schnauze auf. Gierig verschlang er es. Lisa und ich setzten uns an den Tisch.

„Hast du gut geschlafen?“, fragte sie.

Ich knurrte ein „Ja“ und dachte an den wirren Traum.

„Und, was hast du heute noch vor?“, fragte ich Lisa und pickte die letzten Krümel von meinem Teller.

„Ich gehe mit Rebecca baden. Wahrscheinlich schon am Vormittag.“

„Wer fährt euch?“, fragte ich, während sie mir mit den Fingern durchs Haar fuhr und mich anlächelte.

„Na du, Papa! Hast du vielleicht auch noch einen Zehner?“

Ich dachte, immer knapp bei Kasse das Kind und drückte ihr den Schein in die ausgestreckte Hand.

Als wir mit dem Frühstück fertig waren, holte Lisa ihre Badesachen. Wir gingen nach draußen und Tippel verschwand bellend hinter dem Haus.

Als wir ins Auto einstiegen, sagte sie: „Danke fürs Fahren und danke, dass es dich gibt.“ Dabei schaute sie mich eigenartig an.

Ich schluckte. Ich war alles, was ihr noch von unserer Familie geblieben war.

Zurück von meiner ‚Taxifahrt‘ parkte ich den Wagen in der offenen Garage. Während ich zum Briefkasten ging, flitzte Tippel ums Haus, um dann freudig an mir hochzuspringen. Ich begrüßte ihn

und warf einen Stock im hohen Bogen fort. Tippel lief in den Garten, um ihn zu suchen. Ich sah hoch und blinzelte in den strahlenden Himmel. Dort bemerkte ich eine Wolke, die aussah wie ein Herz. Ich lächelte versonnen. Pfeifend nahm ich die zwei Briefe und die Zeitung mit auf die Veranda und legte alles auf den kleinen Holztisch. Ich holte mir ein Bier aus der Küche, öffnete zischend die Flasche und trank einen kräftigen Schluck. Mit einem Brieföffner bewaffnet ging ich zurück auf die Terrasse.

Der Titel der Zeitung zeigte mal wieder einen Kriegsschauplatz. Diesmal in Ägypten. Der arabische Frühling war in vollem Gange, die Menschen lehnten sich gegen die brutalen Diktatoren auf, von denen sie jahrzehntelang unterdrückt wurden. Ich seufzte tief.

Mit dem Messingöffner schnitt ich durch den ersten Brief – eine Rechnung von der Versicherung.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und das Thermometer hinter mir an der Wand zeigte 26 Grad Celsius. Unter der Tageszeitung lugte eine Briefmarke aus Amerika hervor. Verwundert und etwas aufgeregt öffnete ich den weit gereisten Brief.

Ein Schreiben aus New York. Erstaunt las ich die Zeilen eines gewissen Misters Loyd. Seines Zeichens Notar und Rechtsanwalt der Loyd Company. Er schrieb, dass mein Onkel Jim Smith

verstorben sei und ich nach Amerika zur Testamentseröffnung kommen müsse.

Ich blickte auf und überlegte.

Mein Onkel aus Amerika?

Langsam kam die Erinnerung an ihn zurück. Meine Mutter hatte mal von ihm erzählt. Ein sonderbarer Mensch war er und wohl Archäologe von Beruf. Wir hatten kaum Kontakt zu ihm und nun sollte ich erben?

Ich nahm noch ein paar Schlucke und lehnte mich nachdenklich zurück. Meine Gedanken kreisten um den mysteriösen Onkel, der uns einmal vor langer Zeit besucht hatte. Vier oder fünf Jahre war ich damals alt gewesen. Ich erinnerte mich wieder.

Wir waren allein in meinem Zimmer, als er mir mit einer Art Taschenlampe im Gesicht herumfuchtelte. Es war ein blaues, grelles Licht, das mir in meinen Augen weh tat und mir Angst machte.

Wie ich in meinem Lehnstuhl saß und alte Erinnerungen wieder auffrischte, blitzte plötzlich, und ganz und gar unerwartet, eine grelle Stichflamme vor meinen Augen auf. Sie vernichtete in Millisekunden den Brief, den ich eben noch gelesen hatte. Ich bückte mich nach meiner Flasche, um mit dem restlichen Bier das Feuer zu löschen, doch als ich wieder hochsah, war es aus. In Sekundenschnelle!

Nichts war von dem Brief übrig geblieben. Nicht einmal Asche.

Argwöhnisch betrachtete ich meine Bierflasche. Dann blickte ich mich verstohlen um, um zu sehen, ob jemand diesen seltsamen Vorfall mitverfolgt hatte. Niemand schien etwas bemerkt zu haben. Ängstlich ging ich ins Haus zurück, versteckte mich hinter der Gardine im Wohnzimmer und schaute zitternd aus dem Fenster. Ein Motor heulte auf, dann fuhr langsam ein blauer Ford an unserem Haus vorbei. Ein älterer Mann schaute grimmig durch das offene Fenster des Fahrzeugs in meine Richtung.

Abgefahren! Echt abgefahren!

Der Schock saß mir in den Gliedern. Verstört setzte ich mich aufs Sofa. Eine Mischung aus Panik und Neugier überfiel mich.

Was ging da denn vor sich?

Ich versuchte nachzudenken. Versuchte, alles ganz sachlich zu betrachten. Mich zu beruhigen.

Die Stichflamme. Sie war nur einen halben Meter von mir entfernt und doch spürte ich keine Wärme von ihr ausgehen. Eine kalte Verbrennung? Gab es so etwas überhaupt?

Langsam beruhigte ich mich und meine Neugier wurde geweckt.

Interessant, dachte ich. Eine kalte Verbrennung, die keine Rückstände hinterließ. Vielleicht, um Spuren zu verwischen? Aber warum?

Ich hatte einfach keine Erklärung. Konnte mir beim besten Willen keinen Reim darauf machen. Ich

musste herausfinden, was es damit auf sich hatte. Und das konnte ich am besten, wenn ich nach New York flog.

Ich packte meine Sachen für die Reise nach Amerika, sicher würde ich dort mehr herausfinden. Nur wenige Tage später saß ich im Flieger nach New York. Meine Tochter wusste nichts von dem Vorfall und auch nichts von dem Brief. Sie glaubte, ich sei beruflich in den USA. Maschinenbauer wie mich brauchte man ja überall auf der Welt.

Zehn lange Stunden Flug lagen vor mir. Meine Sitzlehne hatte ich bereits in Schlafposition gebracht, als ich ein letztes Mal in das Halbrund des Flugzeugs schaute. Keine Minute später schlief ich ein.

Ich wachte auf und wusste erst nicht, wo ich war. Ich ließ meinen Blick schweifen und musterte die anderen Passagier. Dann blieb mein Blick an einer Person in der zweiten Reihe von links hängen. Ich stutzte.

Da war er wieder. Der Mann aus dem Ford vor meinem Haus. Und er hatte denselben grimmigen Blick. Wie ein Blitz durchzuckte es meinen Körper. Meine anfängliche Müdigkeit wandelte sich in Aufregung und ich spürte, wie sich das Adrenalin in mir ausbreitete.

Ich schwitzte erbärmlich und fragte mich, warum um alles in der Welt dieser Mensch in meiner

Maschine saß. Verfolgte er mich oder war es Zufall?

Ich machte kein Auge mehr zu, bis wir auf dem John F. Kennedy International Airport landeten.

Den fremden Mann verlor ich beim Aussteigen aus den Augen. Ich schnappte mir ein Taxi, das mich zum Notar brachte. Wallstreet, Ecke Hannover Straße.

Da stand ich nun. Mutterseelenallein vor der beeindruckendsten Fassade, die ich je gesehen hatte. Die New York Stock Exchange. Mit ihren vier tragenden Säulen symbolisierte sie die Macht des Geldes. In unmittelbarer Nachbarschaft sah ich den Bullen stehen, der als Zeichen der Börse für den Optimismus stand. Für mich war er eher das goldene Kalb der geldgierigen Börsianer, die mit ihren Machenschaften sogar die Weltwirtschaft aus den Angeln heben konnten.

Einige Schritte weiter sah ich das Schild Loyd & Company golden an einer mit schwarzem Marmor verkleideten Hochhausfassade glänzen.

Mit dem Taschentuch wischte ich mir den Schweiß von der Stirn, denn es war heiß an diesem Sommertag und der Jetlag machte mir zu schaffen. Gespannt ging ich in das Gebäude Richtung Aufzug.

Im 24. Stock angekommen, stieg ich aus dem Lift, ging einen etwa zehn Meter langen mit schneeweißem Marmor gepflasterten Gang entlang,

bis ich vor einem mit Fels verkleideten Portal stehen blieb. Über der Eingangstür war mit in Gold eingefasster Schrift zu lesen: Loyd & Company.

Es war sonderbar still. Kein Mensch schien in der Nähe zu sein. Entschlossen läutete ich die elfenbeinfarbene Türglocke und war gespannt, was oder wer mich erwarten würde.

Doch nichts war zu hören. Kein Ton.

Ich hatte das bedrückende Gefühl beobachtet zu werden, als urplötzlich ein heller Lichtstrahl meine Augen traf. Erschrocken wich ich einen Schritt zurück und hielt meine zittrigen Hände in Abwehrstellung.

Was war das für ein Spiel?

Zusammenhanglos schossen mir die Bilder der letzten Tage durch den Kopf: Der Traum, der verbrannte Brief, der grimmige Mann und nun der Lichtstrahl.

Der Lichtstrahl ...

Es war dasselbe blaue Licht aus meiner Kindheit!

Ich stand noch immer vor der verschlossenen Tür, als ich bemerkte, dass jemand einen Umschlag unter ihr hindurch geschoben haben musste.

Ich rief: „Hallo?! Ist da jemand?“, bekam aber keine Antwort.

Unschlüssig sah ich den Umschlag an und hob ihn auf.

Mit geballter Faust pochte ich nochmals an die massive Tür, doch wieder tat sich nichts. Schnellen

Schrittes ging ich zum Aufzug zurück. Hastig drückte ich den Knopf nach unten, denn ich wollte so schnell wie möglich weg von diesem unheimlichen Ort. Endlich öffnete sich die Fahrstuhlür mit einem schleifenden Geräusch. Ich trat ein. Die Tür schloss sich langsam.

Allein im Aufzug, betätigte ich den Not-Halt-Knopf. Ich musste wissen, was sich in dem Umschlag befand. Ungeduldig riss ich ihn auf und ein weißes, unbeschriebenes Blatt Papier kam zum Vorschein. Ich nahm es zögernd heraus, drehte und wendete es, aber so sehr ich mich auch anstrengte etwas zu erkennen, es stand nichts darauf.

Ich prüfte nochmals sorgfältig den Umschlag, ob ich nicht doch etwas übersehen hatte.

Halt! Da lag doch etwas! Etwas Metallenes. Ich nahm es heraus und stellte zu meiner Überraschung fest, dass es ein Schlüsselrohling war. Was sollte ich damit? Was hatte das alles zu bedeuten?

Ich packte alles wieder in den beigen Umschlag und drückte den Knopf abwärts. Unten angekommen öffnete sich die Fahrstuhlür und ich ging, ohne mich noch einmal umzudrehen, zum Ausgang. Außer Atem stand ich vor dem Hochhaus, das mir einen riesen Schrecken eingejagt hatte.

Unheimlich. Es war einfach unheimlich.

Ich hob meine rechte Hand und ein ankommendes Taxi blieb mit quietschenden Reifen stehen.

Erleichtert stieg ich ein und nannte dem Fahrer die Adresse meines Hotels. Ich sah aus dem Taxifenster und war froh, dass ich mich immer weiter von dem menschenleeren und furcht-einflößenden Gebäude entfernte.

Im Hotelzimmer angekommen, schmiss ich meine Jacke aufs Sofa und ließ mich erschöpft in den Sessel fallen. Das Zimmer war hell und modern eingerichtet und die Fensterfront gab den Blick auf einen großen Teil der Skyline von Manhattan frei. Ich stand auf und ging ins Bad, wusch mir die Hände und das Gesicht. Ich schaute nachdenklich in den Spiegel, während Wassertropfen über meine Wangen nach unten glitten und leise in das braune Waschbecken tropften.

Der Brief!

Ich musste ihn mir noch einmal genauer anschauen. Nachdem ich mich abgetrocknet hatte, ging ich zum Sofa, nahm die Jacke, zog den Briefumschlag aus der Innentasche und holte den Rohling und das leere Blatt Papier aus dem zerknitterten Umschlag. Noch unentschlossen, was ich damit anfangen sollte, legte ich alles neben mir auf den eckigen Glastisch im Wohnzimmer. Lange starrte ich die vor mir liegenden Gegenstände an.

War darauf etwas in Geheimschrift geschrieben?

Ich hielt es gegen das Licht des Lampenschirms, aber nichts war zu sehen. Ich suchte nach einem

Feuerzeug, denn mit Zitronensaft – das wusste ich noch aus meiner Schulzeit, als wir den Mädchen Liebesbriefe geschrieben hatten – konnte man nahezu unsichtbar schreiben. Entschlossen nahm ich das Tischfeuerzeug und setzte mich. Ich ließ das leere Blatt über die blaugelbe Flamme gleiten. Fasziniert beobachte ich, wie sich tatsächlich Buchstaben auf dem Blatt abzeichneten. Vorsichtig, Zeile für Zeile, brannte sich die Schrift in die gepresste Zellulose. Dann konnte ich lesen, was darauf geschrieben stand:

*Gehe dorthin, wo viele Tausende starben und keine Hoffnung mehr war, wo Tausende leben und wieder Hoffnung ist. In der Tiefe des Turmes der Freiheit wirst du Erkenntnis erlangen.*

Den Zettel fest in meiner Hand, ging ich unruhig im Zimmer auf und ab und las die Zeilen wieder und wieder. Was war damit gemeint?

Ich überlegte fieberhaft.

Als ich wieder auf das Papier blickte, war von der Geheimschrift nichts mehr zu erkennen.

Verdammt! Sie hatte sich aufgelöst, war verschwunden.

Ich rief mir die Worte ins Gedächtnis. Sagte sie immer und immer wieder, schaute dabei gedankenverloren aus dem Fenster meines

Hotelzimmers. Mein Blick blieb an einem Gebäude hängen, das die anderen bei Weitem überragte. Ein Hochhaus mit spitz nach unten und oben zulaufenden Glasfassaden:

Ground Zero. Ich war wie gelähmt, hatte die schrecklichen Bilder deutlich vor mir. Die Geschehnisse, die Tausenden den Tod brachten: 9/11.

Damals hatte niemand mehr Hoffnung, nachdem die zwei Türme in sich zusammengefallen waren. Die Menschen in den Wolkenkratzern wurden zu Staub zermahlen, so wie es in einer Bibelstelle zu lesen war, fiel mir da ein – Staub bist du, und zu Staub wirst du zurückkehren!

Staub, der sich über die Stadt legte, Staub, der sich mit den vielen Tränen vermischte, Staub, der das ganze Land und die Gemüter der Menschen bedeckte. Heute steht dort der Freiheitstower und deutet wie ein Zeigefinger zum Himmel. Die Menschen hofften wieder und vertrauten auf eine bessere Zukunft.

Aber was bedeutete nur der Satz: In der Tiefe des Turmes der Freiheit wirst du Erkenntnis erlangen? Welche Erkenntnis? Und warum Tiefe?

Ich konnte mir nicht vorstellen, was es damit auf sich hatte, aber ich wollte alles daran setzen, es herauszufinden.

Es wurde langsam dunkel in New York und die letzten Sonnenstrahlen bahnten sich ihren langen

Weg durch die Zwischenräume der Hochhäuser.  
Die Lichter der Reklamen und Straßen verdrängten  
die Dunkelheit der Nacht. Ich war müde geworden,  
legte mich schlafen und dachte noch lange an die  
mysteriösen Zeilen des Briefes.